



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Jentsch, C.: Die Jesuiten in Deutschland

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Für diese Entwicklung ist vor zehn Jahren der Grund gelegt, auf ihm ist in den Jahren 1900, 1906 und voraussichtlich 1908 weiter gebaut worden, und die Zukunft wird weitere Fortschritte bringen. „Das Vergangene heißt, mit Vertrauen vorwärts zu schauen“, sagt ein Wort Goethes, das auch hier zutrifft und uns Mut verleiht zur Hoffnung, Deutschlands Wehrmacht zur See auf der Höhe ihrer großen Aufgabe zu finden.



## Die Jesuiten in Deutschland



Das neueste Werk Duhrs, des bekannten Apologeten seines Ordens, muß schon darum als ein wertvoller Beitrag zur deutschen Geschichte angesehen werden, weil dafür viel bisher noch nicht gedrucktes urkundliches Material, hauptsächlich aus Berichten und Korrespondenzen von Jesuiten bestehend, benutzt worden ist.\*) Die historische Kritik bleibt den Fachzeitschriften vorbehalten; hier soll nur eine Inhaltsübersicht andeuten, was ungefähr der Informationsbedürftige oder -lustige zu finden erwarten darf.

Die ersten fünf Kapitel berichten über die Ankunft der ersten Jesuiten in Deutschland, über die Gründung der Niederlassungen und ihre Gliederung in die oberdeutsche, die rheinische und die österreichische Ordensprovinz. Faber, Sajus und Bobadilla sind von 1540 ab als Begleiter päpstlicher Legaten vom Papste nach Deutschland geschickt worden, haben überall, wo sie hinkamen, durch Beicht hören, Exerzitien und Predigten auf die Bevölkerung einzuwirken gesucht und durch ihren Wandel erbaut. Ihre und der ihnen nachfolgenden Ordensgenossen Berichte stimmen darin überein, daß der Nordosten Deutschlands für die Kirche verloren, auch der Süden und der Westen teils abgefallen, teils dem Abfall nahe, und daß an dem allgemeinen Abfall die Unwissenheit, Lasterhaftigkeit und Nachlässigkeit der Welt- und Ordensgeistlichen schuld sei. Es ist zu verwundern, schreibt Faber, „daß es nicht zweimal und dreimal soviel Häretiker gibt, und zwar deshalb, weil schlechtes Leben notwendig zum Unglauben führt. Nicht durch den Mißbrauch der Heiligen Schrift in der Predigt, nicht durch die Scheingründe in den Disputationen haben die Lutheraner so viele Völker zum Abfall vom katholischen Glauben gebracht: die Hauptschuld trägt das ärgerliche Leben der Geistlichen. Gäbe Gott, daß sich in dieser Stadt Worms auch nur zwei oder drei Priester befänden, die nicht in unerlaubten Verbindungen oder andern öffentlich bekannten Lastern lebten: das Herz sagt

\*) Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge von Bernhard Duhr S. J. Erster Band: Geschichte der Jesuiten in Deutschland im sechzehnten Jahrhundert. Mit 163 Abbildungen. 876 Seiten Großoktav. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsbuchhandlung, 1907.

es mir, wenn nur diese zwei oder drei von ein wenig Seeleneifer entbrannt wären, dann könnten sie mit diesem einfachen Volke machen, was sie wollten. Ich spreche von Städten, die noch nicht die katholischen Gebräuche abgeschafft und das Joch des Gehorsams gegen den Heiligen Stuhl noch nicht abgeschüttelt haben.“ Vierundzwanzig Jahre später berichtet ein Jesuit, der mit drei Genossen in Niederbayern eine Volksmission abgehalten hatte: „Als Herzog Albrecht sah, daß das von Natur unglaublich schlichte und gerade Landvolk dennoch durch die benachbarten Irrgläubigen vom katholischen Glauben abkomme, bat er den Provinzial Canisius um einige Prediger. Er schickte uns vier nach Niederbayern, das am meisten daniederlag. Briefe an die Bögte und Bürgermeister sollten uns beim Volke Ansehn verschaffen. Wir fanden den Zustand der Religion unglaublich elend und traurig: in den Klöstern, wo die Obern fast insgesamt das schändlichste Leben führen, keine Frömmigkeit; in den Kirchen Schmutz und Unehreverbietigkeit; im Volke Zügellosigkeit; man glaubt, was einem gefällt, und folgt dem, was dem Fleische am meisten schmeichelt; beim Klerus und selbst bei den Pfarrern die krassste Unwissenheit und Vernachlässigung ihres Amtes, sodaß es nicht wunder nimmt, wenn das einfache Volk vom Glauben abfällt. Ein großer Teil der Priester kann nicht einmal richtig und gut lesen.“ Was in Deutschland fehlt, urteilen die Jesuiten übereinstimmend, das sind unterrichtete, sittenreine und pflichteifrige Priester. Solche waren aber außerhalb des neu gegründeten Ordens fast nirgends zu finden, darum baten sich katholische Fürsten, die ihre Untertanen dem katholischen Glauben erhalten oder zu ihm zurückführen wollten, immer häufiger Jesuiten aus, sodaß der Ordensgeneral der Nachfrage bald nicht mehr genügen konnte. Daß die Niederlassungen von den Protestanten ungern gesehen wurden, und daß diese ihnen Hindernisse bereiteten, versteht sich von selbst. Schon gleich im Anfange offenbarte sich die eigentümliche Wirkungsweise des Ordens, die Paulsen mit den Worten beschreibt: „Große Individualitäten treten in der Geschichte des Ordens nicht hervor, der Poesie bietet er wenig Stoff; aber jederzeit besaß er eine große Menge durchaus zuverlässiger, sicher wirkender Kräfte. Es ist in seiner Tätigkeit etwas von der stillen, aber unaufhaltamen Wirkungsweise der Naturkräfte; ohne Leidenschaft und Kriegslärm, ohne Aufregung und Überstürzung dringt er Schritt für Schritt vor, fast ohne jemals einen zurückzutun. Sicherheit und Überlegenheit charakterisieren jede seiner Bewegungen. Freilich sind das nicht Eigenschaften, die liebenswürdig machen.“ In Norddeutschland kam die Hauptursache des „Abfalls“ hinzu, die von spanischen und französischen Jesuiten freilich nicht erkannt werden konnte: die instinktive Abneigung gegen die südländische Form der Frömmigkeit und des ganzen Kirchenwesens und die Anhänglichkeit an die ihr von Luther gegebene, dem nordischen Naturell besser entsprechende Form. Nur für den Süden und den Westen Deutschlands kann man es gelten lassen, daß die Schlechtigkeit der Geistlichkeit die Hauptursache gewesen sei; deren Bevölkerung konnte darum auch, von anders gearteten Bruch-

teilen abgesehen, durch tüchtige Geistliche der Kirche wiedergewonnen werden; im Norden war es anders. Aus Erfurt berichtet ein Pater: „Das war ein neues Schauspiel für die Bürger, Knaben in der Kirche knien und beten zu sehen.“ Manchen Müttern mag dieses Schauspiel recht rührend vorgekommen sein, nordische Männer sehen die Knaben lieber tätig sein und Kampfspiele üben und wollen sie nicht zur Devotion drillen lassen. Erfurt war ja eine bischöfliche Stadt, aber im übrigen Thüringen scheiterten die Niederlassungsversuche.

Doch auch von den Katholiken wurden die Jesuiten nicht durchweg freundlich aufgenommen. Man hatte an kirchlichen Unruhen gerade genug und betrachtete die „neue Sekte“, die neue Unruhen erregen konnte, mit Mißtrauen. Es kostete den fremden Ankömmlingen einige Mühe, zu beweisen, daß sie keine neue Sekte seien. Die Geistlichen und die Klosterleute nahmen es natürlich sehr übel, daß ihr Wandel gerügt und beschämt wurde, und die Lehrer der Schüler aller Stufen wurden sehr bald die geschwornen Feinde der Jesuiten, weil diese ihnen die Schüler entzogen. Besonders durch zweierlei übten die Jesuitenkollegien eine starke Anziehungskraft aus. Das eine war ihre gute Sittenzucht. Ein Kalvinist, der Graubündner Landvogt Fortunat von Zuvalta, schreibt in seinen Denkwürdigkeiten: „Im Jahre 1586 begab ich mich nach Dillingen und trieb in dem dortigen Jesuitenkollegium zwei Jahre hindurch, und nicht ohne befriedigenden Fortschritt, rhetorische, logische und philosophische Studien. Dort ist nicht zu befürchten, daß die Jünglinge vom Pesthauche des Lasters angesteckt und verdorben werden, denn scharfe, strenge Zucht hält sie alle im Zaum. . . Die Lehrart, die Emsigkeit und den Fleiß dieser Männer muß ich loben; ich würde aber dennoch keinem Reformierten raten, seine Kinder zu ihrer Ausbildung dorthin zu senden, denn stets arbeitet man mit allen Kräften dahin, den Jünglingen papistischen Aberglauben und Irrtümer einzupflanzen, die bei tiefer geschlagenen Wurzeln nur schwer ausgerottet werden können.“ Unter den andern protestantischen Zeugnissen, die Duhr noch anführt, hat besonders das des größten evangelischen Schulmannes des sechzehnten Jahrhunderts, des Straßburgers Sturm, Gewicht. Das andre, was der Konkurrenz der Jesuiten Zugkraft verlieh, und was die Lehrer der bestehenden Schulen besonders empfindlich berührte, war die Unentgeltlichkeit des Unterrichts, an der die Ordensobern so streng festhielten, daß nicht einmal das Geld angenommen werden durfte, das in Oesterreich die reichern Schüler zum Ankauf von Brennholz für die Schulstuben beizusteuern bereit waren. Ärmere Schüler wurden vollständig vom Kolleg unterhalten, und es wurde für diesen Zweck fleißig und mit Erfolg gebettelt. Wo die Fürsten, besonders die bayrischen und die österreichischen taten das, die Kollegien mit den Gebäuden und Gütern verlässner oder im Eingehn begriffener Klöster ausstatteten (was der Ordensgeneral anfangs nicht zugeben wollte), da hatte man das Betteln nicht mehr nötig. Dem Schulwesen der Jesuiten sind fünf Kapitel gewidmet, in denen die Studienordnung, die Disziplin, die Schultheater, die Marianischen Kongregationen und

viele andre Gegenstände abgehandelt werden. Über das den Spaniern und Italienern fremde Institut des Karzers wurde viel und lange verhandelt. Der Provinzial der rheinischen Provinz schrieb in dieser Angelegenheit an den General: „Der Rektor von Koblenz hat dem Kanzler von Trier und dem Koblenzer Magistrat vorgestellt, daß wir aus den vom General mitgetheilten Gründen kein Recht auf den Karzer hätten. Man hat aber dringend, daß wir den guten Bürgern diesen Liebesdienst nicht versagen möchten. Da nämlich die Vergehen der Studenten, wie nächtliches Umherschwärmen und Keilereien, mitunter schwerere Strafen verdienten, so würden die Studenten, wenn die Sozietät nicht volle Gerichtsbarkeit über sie hätte, zugleich mit andern Übeltätern in das öffentliche Gefängnis geworfen werden, zur Schmach und Schande für ihre Familien. Um das zu verhüten, werde man genötigt sein, die Söhne auf andre Akademien zu schicken. Außerdem gebe es in diesen Gegenden keine Schule, in der der Rektor nicht die volle Gewalt habe, nicht allein die Studenten zu züchtigen, sondern auch sie einzusperrn. Ja sogar wenn sie ein schweres Verbrechen begehn [über die Streitigkeiten, die ein Mordschlag verursachte, wird in dem Buche berichtet], könnten sie an den meisten Orten durch die Autorität des Rektors und die Schulstrafe vor der Bestrafung durchs Kriminalgericht bewahrt werden. Ferner sei in diesen Gegenden die Behandlung der Schüler eine andre als in Italien, Frankreich und vielleicht auch in Spanien, da hier niemand, möge er noch so alt sein, in irgendeiner Schule vor erlangtem Magistergrade vom Regiment der Rute ausgenommen sei. Ein andres Verfahren wäre den Eltern höchst unlieb, da die Gewohnheit seit Jahrhunderten bestehe.“ Also Prügel waren die deutschen Jungen gewohnt, aber daß sie sie nicht von ihrem Lehrer, sondern von einem Fremden kriegen sollten, dem in den Jesuitenschulen üblichen Korrektor oder Strafmeister, der sein Amt im Umherziehen ausübte, das kam ihnen spanisch vor. Der General mußte von dieser Vorschrift dispensieren, und eine Kommission erklärte die Weitergewährung der Dispens für wünschenswert, „denn die Studierenden ertragen die Strafe leichter von ihrem Lehrer als von einem andern, ja nach deutscher Sitte geben sie nach empfangener Züchtigung dem Lehrer die Hand und bedanken sich“. Übrigens sollte die Zahl der Streiche ohne Bewilligung des Studienpräfekten sechs nicht übersteigen; auch solle kein Lehrer im Zorn zuschlagen, auf den Kopf hauen oder an den Ohren reißen. Man würde erwarten, daß die Jesuiten ihre Zöglinge möglichst von der Welt abgesperrt und zu diesem Zweck überall Konvikte eingerichtet hätten. Das war jedoch nicht Fall; im Gegenteil sträubten sie sich gegen die Errichtung oder Übernahme von Konvikten, wo sie ihnen zugemutet wurde. In einem Gutachten für den Herzog Wilhelm von Bayern hat ein Provinzial der oberdeutschen Provinz, Hoffäus, die Gründe auseinandergesetzt. „Bisher hat sich die Provinz in allen Generalkongregationen gegen die Übernahme von Konvikten ausgesprochen. Der jetzige General hat das römische Konvikt reduziert, auf die Konvikte in Würzburg und Trier verzichtet. Es ist schwer, geeignete

Regenten, Subregenten und Präfekten zu finden. Die zuletzt genannten werden zudem in ihren Studien behindert. Die Konviktooren machen oft weniger Fortschritte in der Frömmigkeit und der Wissenschaft als die übrigen Schüler; sie suchen sich auf alle Weise für ihre Art von Gefängnis [Gefangenschaft] zu entschädigen. Die Unzufriedenheit der Konviktooren gibt zu allerlei Verunglimpfungen Anlaß, als lebten wir nicht sittlich, als suchten wir uns an den Konvikten zu bereichern. Endlich müssen wir uns zu sehr mit weltlicher Verwaltung und mit der Sorge für Speise und Trank beschäftigen. Wegen der Lässigkeit der Konviktooren im Zahlen sind wir genötigt, Schulden zu machen und aus Mangel an Geld zu ungünstiger Zeit einzukaufen; wir kommen in Verzug bei den Gläubigern, die wir nicht bezahlen; trotz allem Mahnen schuldet man [mit »man« sind jedenfalls die Konviktoristen gemeint] dem Konvikt in München über 2000 Gulden, dem in Ingolstadt gegen 8000 Gulden. Der Regens von Ingolstadt wagt sich vor seinen Gläubigern nicht zu zeigen und verbirgt sich, wenn sie ins Haus kommen.“ Verwaltungssorgen blieben übrigens den Jesuiten so wie so nicht erspart, da sie, wie schon bemerkt worden ist, Gutsbesitzer wurden. Zur Verwaltung im engeren Sinne kamen dadurch noch die Regierung der Untertanen und die landständischen Rechte und Pflichten. Eigener Betrieb der Landwirtschaft und der damit verbundenen Gewerbe wie der Brauerei hätte in einer noch überwiegend naturalwirtschaftlichen Zeit den Kollegien ohnedies nahe gelegen, aber darin erwiesen sich die Konstitutionen der Gesellschaft sehr hinderlich, die alles verboten, was bei der Verwertung von selbstgezognem Vieh und von Früchten auch nur von ferne wie Handel aussah. Einmal wurde verordnet, zur Bewirtschaftung der Landgüter dürfe man Vieh halten, aber Magervieh zu kaufen, um es gemästet mit Gewinn wieder zu verkaufen, das sei nicht erlaubt. Das Brammweinbrennen verbot der General Aquaviva unbedingt. Sogar den Betrieb einer eignen Druckerei, der doch einer gelehrten Gesellschaft sehr wohl anzustehn scheint, und auf den der Kaiser Ferdinand drang, wollte der General Laynez nicht gestatten. Der Haltung der Jesuiten in dem Streit um die Erlaubtheit des Kapitalzinses ist ein eignes Kapitel gewidmet.

In dem Kapitel über die Seelsorgepraxis der Jesuiten wird mitgeteilt, daß ihnen anfangs durch ihre Konstitution die Abhaltung von Hochämtern und andern feierlichen Gottesdiensten verboten wurde. Es sollte in ihren Kirchen weder figurierter Gesang noch Instrumentalmusik, ja nicht einmal Orgelspiel geduldet werden. Auf die Dauer ließen sich diese Vorschriften bei den musikliebenden Deutschen nicht aufrecht erhalten. Beim Predigen hinderte die ersten Jesuiten, die ja Ausländer waren, die Schwierigkeit der deutschen Sprache, die durch die Verschiedenheit der Dialekte erhöht wurde. Wo es anging, predigte man lateinisch. „Eigentliche Kontroverspredigten, wie sie schon zu dieser Zeit [zwischen 1540 und 1550] gehalten wurden, besonders solche, in denen die Protestanten genannt und hart angelassen wurden, waren durchaus gegen die Grundsätze des Stifters der Gesellschaft. Als im Jahre 1546 Laynez, Salmeron

und Sajas zum Konzil nach Trient reisten, schärfte ihnen Ignatius in seiner Instruktion ein: „Bei den Predigten soll durchaus kein Punkt berührt werden, worin die Protestanten mit der katholischen Kirche nicht übereinstimmen. Einfachhin soll zu einem sittlichen Leben und den Andachtsübungen der Kirche aufgemuntert werden, indem man den Leuten zu gründlicher Selbsterkenntnis und zu tieferer Erkenntnis ihres Herrn und Schöpfers verhilft.“ Den psychologischen Grund für diese Vorschrift gibt Ignatius in der Anweisung für die nach Ingolstadt reisenden Jesuiten an: „Direkter Angriff verbittert und verhärtet, die Klarheit und Schönheit der Wahrheit gewinnt.“ Leider, meint Duhr, hätten sich diese richtigen Grundsätze in jener kampflustigen Zeit nicht lange durchführen lassen. „In der Frauenseelsorge wurde von den Obern wiederholt vor Leichtgläubigkeit und überspannten Gebräuchen gewarnt. Wo auch nur von weitem Gefahr für irgendwelchen Aberglauben war, schritt Hoffäus als Visitator ein. So bestimmte er: die drei Messen zu Ehren der dreifachen Geburt Christi, der allerheiligsten Jungfrau, des Täuflers, die manchmal von Schwängern erbeten werden, sollen nicht gelesen werden, weil solche Andachten nicht mit dem Geiste des Konzils von Trient übereinzustimmen scheinen . . . Bei der Visitation des Kollegs zu Luzern verordnete Hoffäus, veranlaßt durch Mitteilungen des Schultheißen: Frauen sollen nicht zum Einsiedlerleben ermuntert werden, im Gegenteil soll man sie abschrecken von dieser gefährlichen und verdächtigen Lebensart. Sie sollen sich begnügen mit der gewöhnlichen und soliden Frömmigkeit. Auch soll man Frauen nicht zum Ordensstande bereden, wo sich nicht wahrer Beruf kundgibt. Wenn sich solche Personen nicht fügen wollen, soll sie kein Jesuit zur Beichte zulassen. Was die unverträglichen, unfleißigen, untreuen Dienstboten betreffe, so sei es Sache des Hausherrn, die Weiber in Ordnung zu halten; auch gezieme es sich nicht, daß sich Mitglieder der Gesellschaft neugierig in Familienverhältnisse einmischen und erforschen, was man dort sage oder tue. Klagen sich aber Frauen, seien es Dienstboten oder Herrschaften, in der Beichte an, so solle man ihnen gehörig die Wahrheit sagen, sie vor falscher Frömmigkeit, die sie an der Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten hindern, mit Nachdruck abschrecken.“ Eine Klippe für die Seelsorge, schreibt Duhr, konnte die Beschäftigung mit den weltlichen Anliegen der Gläubigen werden, wenn wegen der Art des bessern Fortkommens, wegen Prozessen und Testamenten um Rat gefragt wurde. In Beziehung auf die Testamente gab Hoffäus eine genaue Instruktion. „1. Die Unfreien sollen weder von selbst noch auf andrer Bitten irgendeinen, sei er gesund oder krank, zur Abfassung eines Testaments, besonders nicht zugunsten dieses oder jenes oder zu Legaten an irgend jemand ermuntern, mit Ausnahme des Falles, wo wegen der zu befürchtenden Streitigkeiten gleichsam eine Gewissenspflicht zur Abfassung eines Testaments vorliegt, und der Betreffende selbst nicht daran denkt. Sonst soll man die Kranken nur im allgemeinen mahnen, ihre zeitlichen Angelegenheiten zu ordnen. 2. Fragt jemand um Rat über die Art und Weise des Testaments, so soll der Gefragte

keinen Rat im besondern geben, sondern nur im allgemeinen darauf hinweisen, daß man ohne Leidenschaft zuerst seinen Verpflichtungen gegen Gläubiger und Verwandte nachkommen, dann erst der *piae causae* gedenken müsse und anderer Personen, die, wenn auch nicht verwandt, ohne Verletzung der guten Sitte nicht übergangen werden können; endlich müsse man die Erbauung und den Frieden zwischen Bedachten und nicht Bedachten im Auge behalten. Für besondern Rat sollen sich die Fragenden an ihre Freunde und an fromme und kluge Gönner halten. 3. Was fromme Legate betrifft, so ist es für gewöhnlich nicht rätlich, zu etwas Bestimmtem aufzufordern; man kann fromme Spenden im allgemeinen als lobenswert bezeichnen und dann verschiedene Zwecke nennen, aus denen die Fragenden dann mit Anrufung Gottes selbst jenen auswählen mögen, den ihnen Gott eingibt. Wenn ausnahmsweise ein bestimmter Zweck anzupfehlen wäre, so soll dies nicht ohne Beistimmung des Rektors geschehen. Nach der Verfügung des P. Manare [Vorgängers des Hoffäus] soll niemand den letzten Willen des Beichtkinds den Erben eröffnen, sondern es soll für die Herbeirufung von Zeugen gesorgt werden, denen der Sterbende seinen Willen kundgeben möge. Unfre Regel verbietet, bei Abfassung des Testaments als Zeuge mitzuwirken oder später Zeugnis abzulegen.“ Auf ein besondres, der Instruktion beigelegtes Blatt hat Hoffäus die frommen Zwecke verzeichnet, zu denen im allgemeinen geraten werden könne. 1. Für arme Studenten, doch so, daß nicht die Gesellschaft, sondern ein Außenstehender das Geld zu verwalten habe. 2. Für Schulmeister, die den Katechismus gut lehren. 3. Zur Verteilung von Bildern und frommen Büchern. 4. Zu einer Spende für die Armen. 5. Für einen musikkundigen Studenten, der dafür andre, besonders arme Schüler in der Musik unterrichten soll. 6. Für arme Kranke. 7. Für arme Knaben und Mädchen, die den Schulunterricht entbehren müssen, weil sie kein Schulgeld bezahlen können. „Wenn aber jemand durchaus der Gesellschaft etwas vermachen will, soll man mit aller Bescheidenheit und nach Befragung des Rektors hinweisen auf die Kirche, die Bibliothek und den Unterhalt weiterer Personen [?] im Kolleg.“

In dem Kapitel über die Bauten der Jesuiten wird ausgeführt, daß es einen besondern Jesuitenstil nicht gebe. Die Jesuiten haben im Stil ihrer Zeit gebaut, zuerst noch gotisch, dann im Renaissance- und Barockstil, keineswegs einheitlich, sondern an verschiedenen Orten sehr verschieden. Sie haben überhaupt nicht auf den Stil geachtet, sondern nur möglichste Zweckmäßigkeit angestrebt. In den Kirchen war es ihnen vor allem um Gewinnung von viel Raum zu tun und darum, daß alle den am Hochaltar zelebrierenden Priester sehen und den Prediger hören konnten. Darum legten sie gern einen weiten Mittelraum und Emporen an. (Wo sie gotische Kirchen anderer Orden bekamen, haben sie diese durch Einbauen von Emporen entstellt; ihre Neubauten sind teilweise sehr schön ausgefallen; so die Matthiaskirche in Breslau — ursprünglich Universitätskirche; die große und die kleine Aula der Leopoldina sind in demselben Stile

gehalten. Die Jesuitenkollegien, die ich kenne, sind großräumig und bequem eingerichtet und befriedigen auch in ästhetischer Beziehung.) In dem Kapitel über die Schriftstellerei der Jesuiten interessiert besonders, daß ihnen der Index der verbotnen Bücher sehr unbequem war, daß sie die Undurchführbarkeit der Indexvorschriften nachgewiesen und oft auf Milderung gedrungen haben. Unter den Druckwerken von deutschen Jesuiten im sechzehnten Jahrhundert werden unter anderm die Progymnasmata latina des Jakob Pontan erwähnt. Es sind Dialoge über allerlei Gegenstände in reinem Latein. Einen besondern langen Dialog hat der Verfasser dem Preise des deutschen Vaterlands gewidmet, seines milden Klimas, seiner herrlichen Gärten, fruchtbaren Felder, fischreichen Seen und Flüsse, hohen Gebirge, heilkräftigen Bäder. „Nicht genug kann er preisen die zahlreichen blühenden Städte, Dörfer und Weiler, die vielen herrlichen Gotteshäuser. Begeistert schildert er die deutsche Ehrlichkeit und Offenheit; nichts liege dem Deutschen so sehr am Herzen als Wahrheit, Treue, freundliche Zuverlässigkeit. Zürnen sie einmal, so kennen sie nicht unverzöhnliche Rache. Gegen die Notleidenden sind die Deutschen überaus barmherzig, daher die reichen Almosen, in allen Städten Armen- und Krankenhäuser. Die deutsche Gastfreundschaft ist ja seit Tacitus sprichwörtlich geworden. Die schweren Strafen, die von alters her auf dem Ehebruch stehn, und die Schande ob der verlorenen Ehre zeigen, wie hoch die Sittenreinheit geschätzt wird. In der Gelehrsamkeit braucht Deutschland vor keinem andern Lande zurückzutreten. Wenn man aber gar auf die herrlichen Taten schaut, welches Volk kann da wohl den Vergleich mit den Deutschen aushalten? Die größten Erfindungen, die des Pulvers und der Buchdruckerkunst, sind von Deutschland ausgegangen, in den Künsten, im Kunstgewerbe welche Leistungen! Die Tapferkeit der Deutschen mußten selbst ihre Todfeinde preisen. Schon Tacitus hat hervorgehoben, es habe noch jeden gereut, sich mit den Deutschen in einen Krieg eingelassen zu haben. Kein römischer Kaiser hat sie auf die Dauer bezwingen können. Durch Gewalt können sie nicht bezwungen werden, wohl aber durch Güte.“ Und durch ihre eigne Zwietracht, wie der Vater vielleicht hinzugefügt haben würde, wenn er fünfzig Jahre später geschrieben hätte.

In dem Kapitel „An den Fürstenhöfen“ wird nachgewiesen, wie die Obern des Ordens gegen die Hineinziehung der fürstlichen Beichtväter in die Hofgesellschaft und den Hofkutsch gearbeitet und gegen die Verwendung von Jesuiten zu diplomatischen Sendungen protestiert haben, ohne das aus diesen gefährlichen Stellungen hervorgehende Unheil völlig abwenden zu können. Dabei wird denn auch, wie schon in frühern Kapiteln einigemal, die Gegenreformation gestreift. Man habe die seelsorgerliche Wirksamkeit der Jesuiten in Deutschland vielfach so dargestellt, als habe sie hauptsächlich in der Bekehrung von Protestanten bestanden. Das sei aber bei der Menge von Arbeit, die die Seelsorge bei den Katholiken forderte, gar nicht möglich gewesen. Aus den Berichten lasse sich das ziffermäßig nachweisen; neben der gewaltigen Zahl von Beichten und

Kommunionen der Katholiken erscheine die Zahl der Konversionen geringfügig, und die Schüler der Jesuiten seien fast ausnahmslos katholisch gewesen. Von entscheidender Bedeutung für das Urteil über die Hofbeichtväter ist der Nachweis, wie sie auf die Höfe eingewirkt und welche Resultate sie erreicht haben. In dem religiös so erregten sechzehnten Jahrhundert, wo es sich in Deutschland darum handelte, ob die von den Vorfahren überkommene katholische Religion gänzlich verdrängt und vernichtet werden solle, war es klar, daß jeder Katholik, zumal jeder katholische Priester, innerhalb der Schranken der Reichsgesetzgebung für die Wiederherstellung der katholischen Religion in den noch katholisch gebliebenen [vielmehr in den noch von katholischen Fürsten regierten] Ländern eintreten und dahin zielende Maßregeln befürworten mußte. Das haben auch die Hofbeichtväter in Wien, Graz und München getan. Der Reichstag von 1555 hatte den protestantischen Reichsständen das Verbot des katholischen, den katholischen das Verbot des protestantischen Gottesdienstes anheimgegeben. Der Grundsatz, den auf diesem Reichstage der Herzog Ott-Heinrich von Neuburg offen aussprach: unbefchränkte Religionsfreiheit für die Protestanten und harte Beschränkung für die Katholiken, wurde praktisch nach wie vor von den Protestanten ausgeübt, wo sie nur immer die Macht dazu hatten. Protestantische Prediger und Gewissensräte verfochten offen den Satz, daß der Fürst im Gewissen verpflichtet sei, die katholische Religion mit Gewalt auszurotten. [Duhr beruft sich an dieser Stelle auf Ritter, Janssen-Pastor, R. V. Menzel und Döllinger. Die Hinweisung auf Menzel stimmt zwar, dagegen enthält Döllinger, Reformation II, 1 ff. gar nichts über diesen Gegenstand. Nur die Seite 12 berührt ihn, auf der Capitos Territorialsystem dargestellt wird.] Die Jesuitenbeichtväter befanden sich mit ihren Ratschlägen ganz auf dem Boden des [unter dem Namen des Augsburger Religionsfriedens bekannten] Reichstagsabschieds von 1555. In Wien und in Graz handelte es sich zudem um Sein oder Nichtsein der katholischen Kirche. Wenn irgendwo, so bewahrheitet sich hier das Wort Döllingers [Duhr zitiert: Kirche und Kirchen 63, die Stelle steht jedoch auf Seite 70]: „So wußten die Katholiken, Fürsten, Klerus und Volk von Anfang an mit völliger Bestimmtheit, daß sie selber unterdrückt werden würden, sobald nur die Partei der neuen Religion sich stark genug dazu fühle. Sie führten einen Kampf der Selbsterhaltung, indem sie alles aufboten, das Eindringen des Protestantismus in ihr Gebiet abzuwehren, den bereits eingedrungenen wieder auszustoßen. Sämtliche Reformatoren und Theologen der neuen Kirche ließen in ihren Schriften nicht den leisesten Zweifel über das Prinzip, daß die katholische Religion überall ausgerottet werden müsse, wo man die Macht dazu habe.“ Übrigens ist der Anteil der Hofbeichtväter an den Maßregeln zur Wiederherstellung der katholischen Kirche vielfach übertrieben worden; auch hier kommen zunächst die päpstlichen Nuntien in Betracht, die unermüdlich mit Bitten, Forderungen, unter Umständen auch mit Drohungen die lässigen katholischen Fürsten bestürmten. Von größerer Wichtigkeit ist die Beantwortung der weitem Frage, ob es den Hofbeichtvätern

gelingen ist, auf ihrem eigensten Gebiete in religiös sittlicher Beziehung nachhaltig fördernd auf die Höfe einzuwirken. Diese Frage bejahen die Tatsachen. „Dort, wo die Jesuitenbeichtväter längere Zeit gewirkt, bietet das Leben am Hofe ein Bild aufrichtiger Frömmigkeit und ehrlichen Strebens nach sittlicher Läuterung.“ Zum Beweise werden einige Züge des Hoflebens in Wien, Graz und München erzählt.

Das Kapitel „Teufelsmystik und Hexenprozesse“ wird mit den Worten eingeleitet: „Das dunkle und gefährliche Gebiet der Teufelsmystik konnte auf einen so klar denkenden und praktisch gerichteten Mann, wie der Stifter des Jesuitenordens es war, keine Anziehung ausüben. Ignatius hielt sich von diesem Gebiete fern. Weder in den Exerzitien noch im Institut spricht er davon, und in seinem ganzen Leben hat er sich nie an einer Teufelsausreibung beteiligt. Einer seiner Schüler, der seinen Geist und seine Richtung mit am besten erfaßt, P. Faber, schrieb auf die Kunde, daß ein Jesuit in Löwen sich mit Teufelsausreibungen abgebe, am 9. Juli 1545: Diese Teufelsausreibungen kann ich durchaus nicht billigen. Der Pater soll wissen, daß dabei viele Täuschung unterläuft. Er möge, wie es die Aufgabe des Priesters ist, die Teufel aus den Seelen austreiben und es den Exorzisten überlassen, ihr Amt auszuüben.“ Es würde jedoch, bemerkt Duhr richtig, ein Wunder gewesen sein, wenn nicht auch die Jesuiten der geistigen Epidemie des Jahrhunderts unterlegen wären. „Der Wahn des vielfach unwissenden und vernachlässigten Volks witterte überall Hexerei und Zauberei, und engherzige, kritiklose, unpraktische Gelehrte, Laien und Geistliche, Juristen und Theologen, gaben dem Volkswahn nach, anstatt ihm zu widerstehn. So entfachte der Wahn im Bunde mit Nachsicht und Habgier, unterstützt und endlos erweitert durch eine fast wahnsinnig zu nennende Anwendung der Folter, die entsetzliche Periode der Hexenbrände, dieser Schmach für unser deutsches Vaterland wie für den christlichen Namen. Was man auch immer von grauenhaften Verbrechen der Hexen behaupten und [zu] beweisen [versuchen] mag, so viel steht heute historisch fest, daß in den deutschen Hexenprozessen Tausende [Hunderttausende!] unschuldig gefoltert, verurteilt und verbrannt worden sind.“ Duhr bedauert, daß eine Anzahl seiner Ordensbrüder durch ihre Bücher den Hexenwahn befördert haben, namentlich Delrio mit seinen berüchtigten *Disquisitiones magicae* (das Buch ist nach Döllinger noch scheußlicher als der Hexenhammer); doch hätten sich die Jesuiten in populären Schriften großer Zurückhaltung befleißigt. Von den Jesuiten, die den Hexenwahn und die grausame Behandlung der angeblichen Hexen bekämpft haben, wird erst im folgenden Bande die Rede sein.

Kulturgeschichtlich Interessantes kommt besonders in den Kapiteln: „Geistliche und wissenschaftliche Ausbildung der Mitglieder; Noviziat und Scholastikat“ und „Zu Hause“ vor; hier wird auch die Art, wie die Jesuiten reisten, beschrieben. Hier und da bekommt man hübsche Schilderungen von Land und Leuten zu lesen, manche historische Vorgänge werden skizziert, zum Beispiel wie die

hessischen Stände im Bunde mit dem (berühmten) Fürstbischof Julius Echter von Würzburg den Abt von Fulda vertrieben haben. Im vorletzten Kapitel werden einige Charakterbilder deutscher Jesuiten gezeichnet, im letzten (dreiundzwanzigsten) Urteile protestantischer und katholischer Zeitgenossen über den Orden zusammengestellt.

C. Jentsch



## Neue Romane und Novellen

Von Heinrich Spiero



ine Reihe von großen und zum Teil durchaus verdienten Erfolgen hat in den letzten Jahren den deutschen Roman noch mehr in den Vordergrund literarischer Beachtung und Bewertung geschoben, und zwar auch bei dem Publikum, das mit Unrecht auf diese Gattung des Schrifttums herabsah und herabschauen zu müssen glaubte, weil das, was die Welle früher nach oben trug, wirklich nur immer leicht wie Kork war. Nicht Wilhelm Raabe oder Gottfried Keller genossen in den Jahren ihrer frischen Kraft die Erfolge, sondern leichte Unterhaltungsschriftsteller, die selbst Friedrich Spielhagen und Paul Heyse in der Gunst der breiten Menge weit hinter sich ließen. Nur so ja konnte das ungeheure Mißverständnis entstehen, aus dem heraus beim Beginn der letzten literarischen Revolution man dem Publikum einreden wollte, daß die damals lebendige deutsche Literatur aus Dahn, Ebers, Baumbach, Bodenstedt, Lindau usw. bestünde, während doch Meister wie Raabe, Keller, Heyse, den man freilich nicht gelten lassen wollte, Meyer, Storm, Freytag lebten und zum größten Teil noch schufen, mindestens aber den Anspruch erheben durften, neben der Literatur des Tags und des Jahrs ganz anders zu Worte zu kommen als bis dahin. Fontane, der jetzt seinen jugendlichen Altersstil fand, wurde von den Jungen auf den Schild gehoben. Aber andre, und vor allem Raabe, sind erst am Ende der Bewegung nach vorn gekommen und wirkten nun freilich um so stärker.

Wo stehn wir denn nun heute? Ich habe vorher von zum Teil verdienten Romanerfolgen gesprochen. Ich leugne also nicht, daß viele der seit zehn Jahren in großen Auflagen verbreiteten Romane ihres Rufes wohl wert sind. Es ist höchst erfreulich, daß Bücher wie der kraftvolle „Büttnerbauer“ von Wilhelm von Polenz, Dmptedas tapfere Adelsromane, Thomas Manns feine „Buddenbrocks“, Hermann Hesses heitler und lyrisch zarter „Peter Camenzind“, Trenssens starker „Sörn Uhl“ oder seine jugendfrischen „Drei Getreuen“, Otto Ernsts schlicht erzählter „Asmus Semper“ weithin gelesen werden.

Aber das Verhältnis, das zum Beispiel zwischen der Verbreitung des „Tagebuchs einer Verlorenen“ und Wilhelm Specks „Zwei Seelen“ obwaltet, zeugt nicht für eine Erhöhung des Durchschnittsniveaus. Ein Publikum, das „Hilligenlei“ immer noch binnen wenigen Jahren fünfmal so hoch bewertet als